forciren wollen, so hat er von Neuem gezeigt, daß er mit seiner Strategie am Ende ist.

In England erwartet man jetzt alles Heil von einem einzigen Manne oder eigentlich von zweien, denn neben Lord Roberts, und vielleicht noch mehr als auf ihn, setzt man die Hoffnung auf seinen Generalstabschef, Lord Kitchener of Khartoum. Der Personenwechsel hat aber nichts zu bedeuten, wenn nicht das bisherige System — Zulassen der Einmischung in die Kriegführung von London her, eine Strategie der Zersplitterung und eine unvernünftige Bulldogtaktik — von Grund aus geändert wird. Werden die Generale Roberts und Kitchener dazu im Stande sein? Von Lord Roberts ist wenig zu sagen; es entzieht sich jeder Berechnung, was der 68jährige, auf dem indischen Kriegstheater bewährte General in Südafrika leisten wird, wenn er auch dort schon vor Jahren gleichfalls gefochten hat. Jedenfalls dürfte ein heroischer Entschluß nöthig sein, um die verfahrene strategische Lage wieder einzurenken, soweit es überhaupt noch möglich ist, und nicht minder, um sich von dem politischen und geschäftlichen Gängelbande, dem Sir Redvers Buller sich nicht zu entziehen vermochte, freizumachen.

Von Kitchener

läßt sich mehr sagen. Von einem brauchbaren Generalstabschef muß man verlangen, daß er in der Technik des Generalstabsdienstes wohl bewandert und ein erfindungsreicher Kopf sei, fähig, sich blitzschnell in jeder neuen Lage zurechtzufinden, nie um einen Ausweg verlegen und geschickt, alle sich bietenden Möglichkeiten ohne Verzug auszunutzen. Dabei muß er ungeachtet aller innern Festigkeit schmiegsam nach außen sein. All diese Eigenschaften besitzt der Held von Khartum nicht, er ist ein nüchtern denkender, energischer, ja herrisch veranlagter Mensch, der als Oberbefehlshaber Großes leisten kann, wenn ihm ein genialer Generalstabschef zur Seite steht; aber zu der ihm übertragenen Rolle paßt er nicht. Wenn Lord Roberts mit einem festen eigenen Willen auftritt, sind die ernstesten Reibungen zwischen den beiden Männern unvermeidlich. Die Thätigkeit des Obercommandos wird nur dann eine ersprießliche sein, wenn Diejenigen Recht bekommen, die da behaupten, Kitchener werde bald der wahre Oberbefehlshaber sein. Seine in die Oeffentlichkeit gelangten Aeußerungen beweisen, wenn sie wirklich gefallen sind, daß er persönlich das Heft in die Hand zu nehmen gewillt ist, um „die Karre aus dem Sumpf zu ziehen". Entwickeln sich die Verhältnisse so, dann haben wir eine methodische, Schritt für Schritt vordringende, jeder Genialität entbehrende Art der Kriegführung zu erwarten, und dann mag Kitchener's Wort, daß der Krieg wohl ein Jahr dauern könne, wahr werden.

Wir verzeichnen noch folgende Nachrichten von Interesse:

* **London**, 9. Januar. (Tel.) Die „Times" melden aus Lourenço Marques: „Standard and Diggers' News" zufolge schloß der Präsident des Oranje-Freistaats Steijn seine Neujahrsbotschaft an die Burghers folgendermaßen: „Möge im nächsten Jahre die Afrikander-Nation Frieden und Ruhe genießen! Möge der Frieden auf der Grundlage errichtet werden, daß der Feind, der uns während des ganzen Jahrhunderts unterdrückt und verfolgt hat, nicht länger in der Lage sei, unschuldiges Blut zu vergießen! Möge Gott in seiner unendlichen Gnade uns dies gewähren!"

* **London**, 9. Januar. (Telegramm.) „Daily News" zufolge beginnt übermorgen die Einschiffung der achten Division. — Der Firma Vickers und Maxim ist die Anweisung zugegangen, bis auf Weiteres so viel 4-, 7- und 6zöllige Schnellfeuergeschütze herzustellen, als sie zu leisten vermag.

* **London**, 9. Januar. (Telegramm.) Den Morgenblättern zufolge ist das Kanonenboot „Harrier" aus dem Mittelmeer in Aden eingetroffen, um sich an der Ueberwachung verdächtiger Schiffe zu betheiligen.

* **Washington**, 8. Januar. Im Senate brachte heute Pettigrew einen Beschlußantrag ein, der die Regierung ermächtigt, ihre Vermittelung in dem Kriege zwischen Großbritannien und den beiden südafrikanischen Republiken anzubieten.

* **Boston**, 8. Januar. Das demokratische Centralcomité des Staates Massachusetts nahm einen Beschlußantrag an, in dem die Boeren zu der glücklichen Vertheidigung ihres Landes beglückwünscht werden.

Auf dem Wege zur Anklagebank.

K.-C. **London**, 8. Januar. Der Ruf: „Auf die Anklagebank mit den Schuldigen!" ertönt immer lauter in der Presse, und zwar bezeichnender Weise nicht sowohl in den Organen liberaler und radicaler Opposition, sondern in den vornehmsten Blättern der conservativen Partei. So schreibt heute der „Observer":

„Nicht mißzuverstehende Anzeichen deuten darauf hin, daß die Eröffnung des Parlaments markirt werden wird durch eine sehr entschlossene Anstrengung, die Verantwortlichen für die lange Reihe von Fehlern zur Rechenschaft zu ziehen, welche in unserem südafrikanischen Feldzuge so verderbenbringende Früchte gezeitigt ... Alles, was sich seither ereignet und so tropfenweise bekannt geworden, fordert strengste Rechnungslegung sowohl vom Kriegsamte, wie vom Ministerium. Gelegentlich des Krimfeldzuges wurde ein besonderes Comité vom Haus der Gemeinen ernannt, trotz der leidenschaftlichen Opposition Mr. Gladstone's, und das Ergebniß war, daß die Verwaltung die wohlverdiente scharfe Züchtigung erhielt. Die Regierung kann versichert sein, daß in dem gegenwärtigen Falle eine nicht weniger scharfe Untersuchung gefordert werden wird. Die Haltung und die Rathschläge Lord Wolseley's und Sir William Butler's sind Gegenstand allgemeinsten Commentars und Jedermann besteht darauf, genau zu erfahren, welcher Natur dieselben waren und ob und weshalb dieselben unbeachtet blieben. Es handelt sich (wir resumiren hier in wenigen Worten eine spaltenlange Ausführung) nicht nur um die Thätigkeit des Kriegsministeriums, unsere Ausrüstung, die Minderwerthigkeit unserer Artillerie, den kläglichen Zusammenbruch unseres Train- und Verpflegungswesens rc., sondern auch um unsere Rüstungen zur See. Glücklicher Weise beschränkte sich unsere Hauptaufgabe auf die Kriegführung zu Lande, aber wenn wir uns erinnern, daß wir unsere Landstreitkräfte durch Marine-Brigaden zu ergänzen hatten, und die einzige Aussicht, mit der schweren Artillerie der Boeren uns zu messen, dadurch geschaffen wurde, daß wir uns an unsere Kreuzer wandten, so ist es klar, daß die kommende Untersuchung sich sowohl auf die Admiralität, wie auf das Kriegsamt erstrecken muß. Wir rechnen zuversichtlich darauf, daß dieselbe noch einen Schritt weiter und zwar bis zur Abschaffung der alten und unbrauchbaren Vorderlader geführt wird, welche noch einige 16 unserer Schiffe belasten, zur Beschämung des einen oder beider der streitenden Amtsstellen. John Bull wird sich nicht damit begnügen, daß man den ersten Lord der Admiralität und den Staatssekretär verantwortlich macht. Das Volk hat weder Leben, noch Geld, noch seinen guten Namen geschont in diesem furchtbaren Kampfe, und hat das Recht, strenge individuelle Rechnungslegung zu fordern vom höchsten bis zum niedrigsten seiner Diener. Es ist noch nicht leicht, endgiltige Schlüsse zu ziehen, aber der allgemeine Gang der Ereignisse scheint auf die Ueberlegenheit der privaten über die officielle Action und Thätigkeit in den verschiedenen Abtheilungen kriegerischer Vorbereitungen zu deuten. Im Krimkriege brach der Transport und Verpflegungsdienst vollständig zusammen, bis das leitende Zeitungsorgan den Behörden zu Hilfe eilte und mit Erfolg die Bekleidung und Verpflegung unserer frierenden und verhungernden Jungen in den Gräben vor Sebastopol unternahm. Im Sudanfeldzuge löste die Firma Cook & Son die Aufgabe, welche das Kriegsamt nicht zu lösen verstand und jetzt scheint es, daß wir bessere und billigere Waffen von den großen Fabriken in Elswick, Sheffield, Creusot und Essen erhalten, als uns Woolwich zu liefern vermochte."

Das Beschießen von Ambulanzen; Kugelwunden.

Der „Army and Navy Gazette" schreibt einer ihrer militärischen Kriegsberichterstatter vom Kriegsschauplatze:

„Es scheint eine gewisse Sorte von Männern zu geben, welche planmäßig den Feind verdächtigen, unsere Verluste herabsetzen und diejenigen der Boeren auf das Größte übertreiben — Männer, die ihr höchstes Vergnügen darin finden, Geschichten von Krankenträgern und Ambulanzwagen zu erfinden, auf welche der Feind geschossen haben solle u. s. w. Ich verstehe ihre Beweggründe nicht. Soldaten mit offenem Blick müssen einsehen, daß es gar nicht zu vermeiden ist, daß Verwundetenträger auf dem Schlachtfelde beschossen werden. Kein einziger Boer aber würde meiner festen Ueberzeugung nach absichtlich auf eine Rothekreuzabtheilung schießen.

In dem letzten Kampfe hier wurde das Boerenhospital von mehreren Bomben getroffen und alle unsere Ambulanzwagen erhielten Schüsse. Aber auf beiden Seiten handelte es sich dabei nur um reine und unvermeidliche Zufälle. Ich selbst stand dabei, wie ein Krankenwärter einen verwundeten Artilleristen verband und letzterer während des Verbindens eine zweite Kugel in das andere Bein erhielt. Aber es regnete Kugeln rund um uns her und wie kann man da behaupten, die Boeren zielten auf das Rothe Kreuz oder einen schon verwundeten Mann? Das war bei Graspan. Am nächsten Morgen rückten wir in die Stadt ein und der ganze Tag verging mit dem Begraben unserer Todten. Das Feldhospital war an diesem Morgen überfüllt mit mehr denn 400 Todten und Verwundeten. Die durch die Mauserkugeln hervorgebrachten Wunden sind so gut als man wünschen kann. Eingang und Ausgang derselben sind von thatsächlich derselben Größe und sehr klein. Die meisten der Verwundeten machen einen ununterbrochenen Heilungsproceß durch. Die Mauserkugel der Boeren ist eine viel menschlichere als unsere eigene Lee-Metford, und zwar aus zwei Gründen. Ihr Kaliber ist geringer und ihre Schnelligkeit weit bedeutender. Ich habe bisher einige Tausend Kugelwunden gesehen, einschließlich derer in dem Filipinokriege. Meine Erfahrung geht dahin (sie basirt zum Theil auch auf Experimenten, welche ich dieses Jahr bei Wei-hai-wei machte, während deren ich über 1000 Wunden Remington Kupferhülsenkugeln und Nickelhülsen-Lee-Metfords abfeuerte und zwar auf lebende und leblose Objecte), meine Erfahrung, sagte ich, hat mich zu dem Schlusse geführt, daß diejenigen Wunden am schnellsten heilen und die geringste Sorge machen, welche dieselben Charaktereigenschaften besitzen, nämlich: 1) eine sehr große Schnelligkeit, 2) eine flache Fluglinie, so daß sie mit dem Apex treffen und nicht, was wir „ein Schlüsselloch" nennen, machen, 3) eine harte glatte Hülle mit glattem runden Apex; 4) eine kurze Schußweite aus demselben Grunde wie ad 2, da eine weit schießende Kugel ihren Gegenstand seitweise treffen kann. Würde ich diese Geschosse in der Reihenfolge tabelliren, in welcher die durch sie hervorgerufenen Wunden in absteigender Linie schwerer werden, so würde die Tabelle etwa folgendermaßen lauten: 1) Mauser, 2) Krag-Jorgensen, 3) Lee-Metford, 4) Lee-Metford mit hohlem Kopf und Nickelmantel, 5) jede der vorhergehenden drei mit Nickelmantel vom Apex entfernt, so daß der Bleikegel exponirt ist, 6) Dum-Dum, 7) Remington mit Kupferhülle, wie die Filipinos verwenden, 8) Remington Bleikugeln oder Martini-Henry, 9) Remington Kupferkugeln mit offener Kupferhülle und entblößtem Bleikegel, 10) Shrapnellkugeln, 11) Bomben und deren Theilstücke. Explosivkugeln sind mir nicht bekannt; es heißt, die Boeren hätten solche benutzt, aber ich halte das für außerordentlich zweifelhaft. Alle ernsten Männer werden darin übereinstimmen, daß die Boeren sich als brave Männer erwiesen."

Südafrikanische Preßfehde.

Wie erhitzt die Gemüther der beiden feindlichen Lager in Südafrika, der englischen Uitlanderpartei und des Bonds, bereits sind und wie weit Wuth und Verzweiflung namentlich die Rhodesleute und die Presse der Kaffirkönige beherrscht, dafür ein kleines Beispiel aus dem Hauptorgan des Uitlander-Comités, dem Capstadter „Argus" vom 12. December:

„Der Krügerismus umfaßt den Bond und diese Combination der Hölle hat Südafrika in Blut ertränkt. Früher oder später mußte diese höllische Kabale ihrer Natur nach nothgedrungen uns in einen mörderischen Conflict drängen und nun haben wir den Krieg, wild und bitter, und geschändet durch die niedrigsten Verleumdungen und den schwärzesten Verrath. Es scheint, als hätten sie die Hölle selbst von einem Winkel zum andern ausgeraubt nach Elenden und Feilen, um uns zu verleumden und nach stinkenden Verräthern, um gegen die kaiserlichen Streitkräfte zu operiren. Aber alle ihre Künste bleiben wirkungslos und was immer die Pläne der Krüger'schen gewesen sein mögen, wir wissen, daß Ihnen der Erfolg fehlt. Es ist jetzt klar, daß nur noch ein Wunder den Krügerismus retten kann — und die Tage der Wunder sind dahin. Dieser Krieg ist nur vorweg genommen dem brudermörderischen Bürgerkriege, welchen der Krügerismus ausheckte; aber er hatte zu viel Brennmaterial aufgehäuft, das Ei war zu faul, barst, und der Stank allein blieb. Wir begrüßen das Ziel der kaiserlichen Regierung mit Jubel, denn in der Zerstörung der Tyrannei liegt die Freiheit, für sie fallen unsere Südafrikaner, deren Knochen über die Schlachtfelder zerstreut liegen und deren Blut sich mischt mit dem ihrer edlen Alliirten der Engländer, ohne deren fürstliche Hilfe wir in der That arm wären. Noch einmal in der Geschichte dieses unbefriedigenden Planeten muß man sich seiner Mitherbleichen entledigen und der Dämonen der Ignoranz und des Vorurtheils, mit denen sie besessen sind und von dem scheußlichen Conglomerat, das den Namen „Krügerismus" trägt. Wir wissen nur zu wohl, daß nichts als rücksichtsloser Kampf, nichts als Blut unsere Emancipation vollenden kann und schon liegt das beste Herzblut unserer Männer und bäckt wie Brod unter dem afrikanischen Himmel. Ich freue mich, daß die Tage des Krügerismus gezählt sind, daß er in der Agonie des Todes und der Vernichtung, in den letzten Zuckungen liegt. Verflucht sei der Mann, dessen aussätzige Seele dieses scheußliche Ungeheuer mittelalterlicher Ungerechtigkeit wieder neu beleben wollte. Möge er zu Staub vor dem Winde, zerschmettert und als Dreck in die Straße geworfen werden, um von dort in den heulenden Hochofen zu fliegen und bis zur Vernichtung zu verbrennen, damit selbst seine Asche nicht die Luft vergifte. Ihr fluchbeladenen Autokraten von Pretoria sollt alle, alle umkommen, mitsammt euren großmäuligen Miethlingen und feilen Banditen, ihr hoffnungslosen und verabscheuten menschlichen Vampyre, ihr, die ihr Freund und Feind ausplündern würdet, die ihr selbst das Leben der Unschuldigen in eurer Wuth opfert, um eure verfluchte und unerträgliche Herrschaft über eure Mitmenschen aufrecht zu erhalten, damit ihr straflos Alles, was ihnen gehört, unter euch theilen und das Loos darüber werfen könnt; damit ihr den edlen Geist der Männer brecht und sie wie Vagabunden über Gottes schöner Erde dahin hetzen könnt. Sollt ihr euren Triumph erleben?! Erhebt euch, ihr Ungeheuer der Hölle und verschlingt sie."

Capstadt, den 12. December 1899. „Perseus."

Dieser Erguß, der fast wie eine Parodie, oder die Ausgeburt eines Geisteskranken sich liest, steht wörtlich zu lesen auf Seite 5 der dritten Ausgabe des „Cape-Argus" Nr. 10306 vom 12. December 1899 in Corpusdruck unter den letzten Depeschen vom Kriegsschauplatze und über einem Artikel, welcher den feierlichen officiellen Empfang Sir Charles Warrens beschreibt, und nicht in einem Winkel.

Deutsches Reich.

‖ **Berlin**, 8. Januar. (Lohnstatistik.) Eine amtliche Lohnstatistik giebt es in Deutschland nicht, sie ist aber auch nicht absolut nöthig. Man kann ohne sie recht gut feststellen, daß die Arbeitslöhne sich in den letzten Jahren stetig gesteigert haben. Darüber geben nicht nur die Erhebungen privater wirthschaftlicher Vereinigungen für die betreffenden einzelnen Gewerbszweige Auskunft, auch aus amtlichen Statistiken lassen sich Schlüsse allgemeiner Natur nach dieser Richtung ziehen. So belehren uns über diese Erscheinung die jährlichen Rechnungsergebnisse der Berufsgenossenschaften für die der Unfallversicherung unterliegenden Gewerbegruppen. Die in denselben enthaltenen Lohnnachweisungsbeträge stellen zwar die wirklich gezahlten Löhne nicht dar, da sie aber in jedem Jahre nach denselben Grundsätzen berechnet werden, so geben sie eine durchaus zutreffende Unterlage für einen Vergleich der Lohnsteigerungen von Jahr zu Jahr. Einen ähnlichen Maßstab für eine zutreffende Schätzung der auf diesem Gebiete sich abspielenden Vorgänge liefern die Rechnungsergebnisse der Versicherungsanstalten, da in ihnen die durchschnittliche Höhe des nach dem Verdienst der Versicherten berechneten und gezahlten Wochenbeitrages Jahr für Jahr festgestellt wird. Hier zeigt sich ganz deutlich die stetige Steigerung der Lohnsätze. Im ersten Jahre der Geltung der Invalidenversicherung, im Jahre 1891, belief sich diese durchschnittliche Höhe auf 20,81 ₰, sie stieg 1892 auf 20,86, 1893 auf 20,97, 1894 auf 20,99, 1895 auf 21,04, 1896 auf 21,17, 1897 auf 21,33 und 1898 auf 21,55 ₰. Man ersieht hieraus, daß die Steigerung Jahr für Jahr angehalten hat. Es ist demnach ganz zweifellos, daß das Einkommen der deutschen Arbeiterschaft sich im letzten Jahrzehnt stetig erhöht hat, und die kommenden Zahlen werden den Beweis erbringen, daß diese Lohnbewegung immer noch andauert.

* **Berlin**, 8. Januar. (Wenn der „Vorwärts" scherzt ...) Dem „Vorwärts" hat sein „Sylvesterscherz", die Veröffentlichung eines angeblichen Zarenmanifestes gegen die steigenden Rüstungen zur See, so ausgezeichnet gefallen, daß er fortfährt, in diesem Stile zu arbeiten, aber im Ernst. So brachte er angeblich aus dem „Militärwochenblatt" folgende, durch Anführungszeichen als wörtliches Citat bezeichnete Bekanntmachung:

„Freiherr v. Beaulieu-Marconnay, der Sekretär des Deutschen Flottenvereins, bisher Oberleutnant im Infanterie-Regiment von Wittich Nr. 83, ist zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe commandirt und mit seinem Patent bei der Marine-Infanterie, und zwar à la suite des 1. Seebataillons, angestellt."

Durch die „Bekanntmachung" wird natürlich der Anschein erweckt, als ob der neue Sekretär des Flottenvereins activer Officier geblieben und als solcher auf einen Posten versetzt wäre, der ihm die Führung seiner Geschäfte als Sekretär gestatten sollte. Die Bekanntmachung ist jedoch eine Entstellung; thatsächlich lautete sie:

„Freiherr v. Beaulieu-Marconnay, Oberlt., bisher im Inf.-Regt. 83 und commandirt zur Dienstleistung beim Großen Generalstabe, — mit seinem Patent bei der Marine-Infanterie und zwar à la suite des 1. See-Bataillons angestellt."

Frhr. v. Beaulieu ist also zum Generalstab commandirt gewesen, und — was übrigens in derselben Nummer des „Militär-Wochenblatts" unter „Abschiedsbewilligungen" verzeichnet war! — aus diesem Dienst „ausgeschieden". Die Stellung „à la suite des 1. Seebataillons" hat lediglich den Zweck, den späteren Wiedereintritt des betreffenden Officiers und die gleichmäßige Weiterbeförderung nach der Anciennität der activen Officiere zu ermöglichen, ohne daß derselbe — da er keine etatsmäßige Stelle bekleidet — sein Gehalt fortbezöge. Die Klage über die „Flottenagitation auf Kosten der Steuerzahler" — der zu Liebe jene Entstellung offenbar vorgenommen war — ist also unberechtigt. — Dem „Vorwärts" ist übrigens auch bei seinem anmuthigen Sylvesterscherz das Glück wenig hold gewesen. Zwar triumphirt er:

„Wir hatten es den Blättern leicht gemacht, unsern Scherz zu erkennen, und doch wie viele (?) wurden vom Groll über die Störung ihrer Marineherrlichkeit verblendet. Der gute „Reichsbote" übermittelte noch am Donnerstag Abend, als wir schon längst den Scherz aufgeklärt hatten, unser Manifest seinen Lesern und bemühte sich, den Krieg mit der Bibel zu rechtfertigen. Die Ironisirung unserer zum Weltkrieg rüstenden Bethauer der Friedfertigkeit hat ihren Zweck vollauf erreicht."

Wenn der „Vorwärts" aber im eigenen Lager Umschau hält, wird er finden, daß der Zweck doch nicht so ganz erreicht war, da auch socialdemokratische Blätter „verblendet" waren und die Sache ernst genommen haben; so muß der „Vorwärts" sich denn von den eigenen Freunden sagen lassen, daß er einen „recht thörichten Streich" gemacht hat und daß, wie die „Sächs. Arbeiterztg." schreibt, „ein bloßes Geflunker noch lange kein Scherz" ist.

— Die „Berl. Neuest. Nachr." schreiben: Wie fast regelmäßig zu Beginn eines neuen Jahres, so tauchen auch jetzt wieder die mannigfachsten Nachrichten über bevorstehende Kaiserreisen auf. So weiß ein Hamburger Berichterstatter, der auch vor einigen Tagen das Kunststück fertig brachte, Se. Majestät mit Panzerschiffen nach Havre und von dort nach Paris zur Weltausstellung reisen zu lassen, jetzt zu melden, daß das Kaiserpaar im April an Bord der „Hohenzollern", anschließend an seine Reise nach Rom, eine Orientfahrt nach Egypten unternehmen werde. Es brauche kaum besonders hervorgehoben zu werden, daß es sich bei allen

---

wenn der Teufel ihn ganz des Teufels machen wollte, daß er händeringend aufheulte und mit dem Kopf gegen die Wand wollte, und kam dann der Wärter und fragte, ob er verrückt geworden wäre, so bat er, weil im Augenblick, verstört und verblüfft, er keiner anderen Ausrede habhaft wurde, man möchte den Pastor bitten, zu ihm zu kommen.

Was er mit seinen Ueberzeugungen vom Pastor wollte? Nichts, als ein Menschenangesicht sehen, das Angesicht eines in sich gefestigten zufriedenen, von keinerlei Scrupeln beängstigten Menschen, der an Treu und Redlichkeit glaubte, an die Ewigkeit und Heiligkeit geschworener Eide, an die Tugend bedrängter Frauen und an die Ehrbarkeit gestandener Männer.

Er lachte sich selbst aus ob solcher Anwandlungen, und kam dann der Pastor, so gab's ein endloses Wortgefecht über ganz andere Dinge, die Immanuel bei den Haaren herbeizog und mit seltener Verbissenheit festhielt. Der Geistliche verließ den verstockten atheistischen Socialdemokraten bald mit heller Entrüstung, bald mit seelsorgerisch gemildertem Bedauern, während der Andere, der doch etwas wie Erleichterung empfunden hatte, ohne ein Wort auszusprechen, dankbar die Hand umklammerte, die ihm Jener bei aller Güte nicht lassen wollte.

Freilich hielt dieser Trost nicht vor, und Immanuel suchte sich einen anderen, um nicht verrückt zu werden. Wenn es ihm bis in die dritte Woche des ersten Monats seiner Haft unmöglich gewesen war, seine Gedanken anhaltend auf einen anderen Gegenstand, als auf das mit wunderlichen Arabesken umgebene Bild der Geliebten zu sammeln, wenn er schon am Ende der ersten Seite eines Buches nicht mehr wußte, was auf der ersten Zeile stand, wenn er diese Tröster der Wissenschaft nach jedem vergeblichen Versuch, seine Gehirnthätigkeit an sie zu heften, in den Winkel geschleudert oder gar mit Füßen getreten hatte, nach und nach bekannte er sich doch, daß keine Rettung vor dem Teufel war, als bei ihnen, und er klammerte sich, allem Widerwillen trotzend, mit krampfhaftem Eifer an diese Studien, von denen er sich sagte, daß nur sie ihm die Gesundheit und den Verstand retten konnten.

Er hatte sich rechtzeitig mit Büchern versorgt und die Erlaubniß, sie zu benutzen, erhalten. Sie wurden nun seine besten, seine einzigen Freunde. Mit einem Fleiße, wie er ihn noch nie im Leben an eine Sache gewandt hatte, arbeitete er ein Werk nach dem anderen durch, machte sich Auszüge und examinirte sich selbst über das Gelernte, als gält es das wichtigste Staatsexamen zu machen. Galt es ihm doch um mehr: zunächst nicht unterzugehen im Gram und in den Wahnvorstellungen seiner darbenden Leidenschaft, und dann bestehen zu können als ein brauchbarer Mensch vor Freund und Feind, wer und was immer ihm entgegentreten mochte.

Allmählich gelang es seinem festen Willen, sich mit Erfolg von diesen wissenschaftlichen Ideen ergreifen und fesseln zu lassen. Es gelang ihm stundenlang, halbe Tage lang, nicht an Nanda zu denken. Er empfand dies wie eine Wohlthat und schauderte doch bei dieser Erkenntniß wie vor einem Treubruch. Wie, wenn auch sie halbe Tage nicht an ihn dachte? War das nicht auch Treubruch? Nein, sagte er, und er wünschte es ihr mit zärtlicher Bitterkeit.

Er mußte an das Elend solcher Gefangenen denken, welche in ihrer Bildung und deren Hilfsmitteln keine Ablösung von den peinlichen Vorstellungen, die ihr Zustand mit sich brachte, fanden. Er erinnerte sich an allerhand Geschichten, die davon erzählten, wie solche Menschen sich vor Verzweiflung und Wahnsinn zu bewahren gesucht hatten. Und ihn überkam Dankbarkeit für seine bessere Lage, die ihn zwang, ein Vierteljahr lang alles Sinnen und Denken auf seine wissenschaftliche Ausbildung zu verwenden, wenn das Irrlichteriren seiner Phantasie ihn nicht dauernd schädigen und für sich, wie für seine Partei, für das politische Leben, wie für die Geliebte entwerthen sollte. Die ganze Willenskraft nahm er zusammen und schwor sich, als ein Mensch von höherem Werthe in die Gesellschaft zurückzukehren, der er zur Strafe seiner und Anderer Sünden noch für Monate entrückt bleiben sollte. Staatswissenschaft, Nationalökonomie, Politik und Geschichte, dickleibige mehrbändige Werke, zahlreiche Broschüren dazu und auch Collegienhefte verschlang er und wiederholte unermüdlich, wo er sich nach einiger Zeit über das Erworbene nicht haarscharf Rechenschaft geben konnte.

Versagten ihm dann mit dem spät am Sommerabend schwindenden Lichte die Kräfte, so zog etwas wie Stolz und Beruhigung vom Kopf herunter über die vordem so gequälte Brust, und milder und lieblicher, freilich auch schwächer im Umriß und Farben, waren die Bilder der Geliebten, die ihn jetzt nach vollbrachtem schweren Tagewerk heimsuchten und bald, undeutlicher werdend, in tiefen festen Schlaf hinüberleiteten.

An Rückschlägen fehlte es nicht. Sie kamen plötzlich und mit einer überwältigenden Macht. Allein mit der instinctiven Scheu des Selbsterhaltungstriebes und mit der wachsenden Kraft eines bewußten Willens suchte er sie zu vermeiden und hintanzuhalten.

So wurden auch die Gespräche mit dem Pastor ruhiger und objectiver.

Keine tobenden Ausbrüche geflissentlichen Widerspruchs mehr, kein absichtliches Zurschautragen unversöhnlicher Gegensätze. Sie lernten gegenseitig die ehrliche Ueberzeugung achten, wenn sie sie auch beklagten, und sprachen mit einander wie gebildete Menschen nur mehr von denjenigen Dingen, über welche sie sich nicht in die Haare zu fahren brauchten.

Weniger zufrieden mit der neuen Lebensweise des interessanten Zellenhäftlings, als der Geistliche, war der Gefängnißarzt. Daß ein unbändiges Herrchen aus den gebildeten und genießenden Ständen in den ersten Wochen, da ihm die Freiheit entzogen wurde, tobte und tollte, war ihm nicht neu, es war das Natürliche und gab sich ja mit der Zeit, denn auch im Gefängniß und da erst recht ist die Wand der härtere und hartnäckigere und der Kopf der empfindlichere und weichere von Beiden. Auch daß Einer, den die Staatsgewalt zeitweilig hinderte, seine Tage zu verjubiliren, hier in seiner stillen Zelle in sich ging und sich nützliche Kenntnisse zuwendete, um sie nachher gut oder schlecht unter seinesgleichen zu verwerthen, gehörte zu den gewöhnlichen Fällen. Aber der Uebereifer, mit dem das von Immanuel Winkler geschah, war vom Uebel. Der Mensch überarbeitete sich augenscheinlich, gefährdete seine Gesundheit und damit den guten Ruf der Anstalt und ihrer Aerzte. Das konnte, das durfte man so nicht hingehen lassen. Und der wohlwollende, wenn auch etwas gleichmüthig amtirende, aber durch seinen Beruf und seine Patienten zu befehlerischer Barschheit erzogene Sanitätsrath erklärte Winklern gerade heraus, daß er ihm die vielen Bücher confisciren werde, wenn er sich in seinem Uebereifer nicht mäßigte. Winkler aber nahm den Befehlenden ehrerbietig bei der Hand, bat ihn, wie ein Sohn zum Vater sprechen zu dürfen, und deutete ihm dann an, daß man eben einen Teufel durch den anderen austreiben müßte, und daß er lieber vom vielen Arbeiten etwas magenkrank und nervenschwach, als ohne anstrengende geistige Thätigkeit vor allerhand innerer Aufregung verrückt werden möchte.

Der Arzt sah ein, daß diese Eventualität für sein Gewissen wie für den Ruf der Anstalt noch peinlicher wäre als jene, beschränkte sich auf immerhin eindringliche Ermahnungen, den übergroßen Eifer zu dämpfen, und sorgte im Uebrigen dafür, daß der gefangene Socialdemokrat, der trotzdem für ihn der Sprößling eines alten, würdigen Gelehrten blieb, an Büchern so viel erhielt, als er irgend bedurfte.

Die Folge war, daß sich der emsige Winkler nach drei Monaten in der That überarbeitet hatte, daß er nunmehr wie der Schatten seines früheren trotzigen Selbst herumkroch, zu hüsteln begann und endlich im Fieber auf die Krankenabtheilung geschafft werden mußte.

Die Führer der Partei ließen sich selbstverständlich die Thatsache der Erkrankung ihres Genossen im Gefängnisse nicht entgehen und schlugen Lärm über schlechte Behandlung, ungesunde Wohnung und verdorbene Nahrung. Freilich, wenn es sich um einen der Besitzenden gehandelt hätte, der zwei oder drei seiner Mitmenschen in sogenannten Duellen kunstgerecht ermordet hätte, dem würden auf der Festungshaft alle Erleichterungen gewährt werden und baldige Begnadigung in Aussicht stehen. Aber für einen armen Socialdemokraten bliebe jede Härte des Gesetzes ungemildert und der schlechteste Kerker gerade gut genug, um ihn für längere Zeit, wenn nicht für immer, kampfunfähig und unschädlich zu machen. Die Bleidächer Venedigs und die Keller der Peter Pauls-Festung avancirten zu behaglichen Sommerfrischen im Vergleich zur Bastille am Plötzensee, und Immanuel Winkler's Werth und Bedeutung für die Partei ganz besonders, wie für das öffentliche Leben in Deutschland überhaupt ward mit einer bisher noch unvernommenen Ausführlichkeit und Wärme behauptet und bewiesen.

Leider machten etliche Zeilen einer sachgemäßen Erklärung der Verwaltung allen Uebertreibungen ein rasches Ende, und über den drei Tage lang im Sturm gehobenen Namen Immanuel Winkler glätteten sich bald wieder die Wogen der öffentlichen Meinung und rauschten anderen Ufern zu.

Nanda von Wesselbrunn hatte von dem ganzen kurzen Geräusch, das mit dem Namen des Geliebten gemacht worden war, sowie von seiner Erkrankung nichts erfahren. Socialistische Blätter kamen nicht in ihres Vaters Haus, und von allen Bekannten hatte Keiner auch nur die geringste Veranlassung, den Namen des kleinen socialistischen Sitzredacteurs zu nennen, den sie ja wohl kaum kennen mochte. Man hatte von Wichtigerem mit ihr zu plaudern, und man plauderte viel vor ihr.

Es sah um sie herum ziemlich also aus, wie es der Gefangene Winkler in seiner aufgeregten Einbildungskraft sich an die kahlen Wände seines Zellengefängnisses zu eigener Qual aufgezaubert hatte.

(Fortsetzung folgt.)